

Römische Kontraste

Rom wächst in großer Eile zu einer modernen Stadt heran. Es gibt viele, die dies bedauern, nicht bloß vom Standpunkt derer, die früher hier herrschten, sondern auch derer, die dabei das geschichtliche, poetische und künstlerische Interesse im Auge haben. Wer, der Rom früher gekannt hat, wird sich nicht erinnern, wie wunderbar träumerisch einem hier zumute wurde; wie man aus der Gegenwart geschieden zu sein meinte; wie ringsum große Gestalten vergangener Zeiten aufstiegen; wie jener Duft der Ferne, der auch das Grauensvolle poetisch verklärt, seine Zauber um die Ruinenwelt von Jahrhunderten wob und mit dem Abendrot um die Wette über der melancholischen Campagna ein Lied von der Menschen Größe und tragischem Untergang sang; wie glänzende Säulenreste und zerfallene Tempelmauern aus frischem, üppig wucherndem Grün, das über die Melancholie der Mahnung an das Vergängliche aller irdischen Herrlichkeit das freundliche Lächeln der ewig jungen, ewig sich erneuernden Natur zum holden Trost verbreitete, malerisch herausfahen. Ja, dieses Rom war für den Historiker, den Dichter, den Künstler ein Ort einzig in der Welt und nicht umsonst fanden ein Winckelmann, ein Goethe und andere hier die volle Befriedigung ihrer Seelen, die Erfüllung der geheimen Sehnsucht, die den nordischen Faust treibt, das Ideal der südlichen Helena zu suchen.

Jetzt existiert dieses alte Rom freilich auch noch, aber neben ihm steigt das neue Rom empor, so verschieden von dem alten, wie Nacht und Tag voneinander verschieden sind. Anstatt der engen, zum Teil schmutzigen, schlecht gepflasterten, wirklich häßlichen Straßen der alten Stadt, begrenzt von dunklen Häusern mit schmalen, steilen Treppen und Wohnungen, in denen oft mehrere Zimmer gar keine Fenster haben, sondern nur durch die Thür des Nebenzimmers eine dürftige Helle empfangen, enthält die neue Stadt lauter lustige breite Straßen mit bequemen Trottoirs für die Fußgänger, mit Häusern,

denen die Erfordernisse moderner Bequemlichkeit nicht fehlen. Nur waren jene alten Straßen dem Klima angemessen; sie gaben bei ihrer Enge Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen und ließen dem Wind nicht freien Spielraum, so daß man nicht zu fürchten brauchte, von Wolken Staubes umhüllt zu werden. Die neuen, breiten Straßen hingegen wehren der Sonne nicht, senkrecht auf den Scheitel niederzubrennen und dem Gehirn Qualen, oft sehr bedenklicher Art, zu bereiten, während Scirocco sowohl wie Tramontane frei ihr Wesen treiben und die breiten, schnurgeraden Straßen mit Wolken von Staub erfüllen oder eiskalt in den von der Sonne geheizten Rücken wehen können. Ähnliche Kontraste bieten sich innerhalb des Lebens der Bevölkerung dar. Während sonst der Luxus und die Pracht sich hauptsächlich um die Kirche herum gruppieren und in den glänzenden Prozessionen, in dem Schmuck, der die vornehmen Prälaten umgab, sich den Augen der Menge darstellten, sind es jetzt die Feste, welche jungen Herrschern und Fürstenpaaren gelten, bei denen die Straßen sich mit Blumengewinden schmücken und eine heiter bewegte Menge beim Klange patriotischer Lieder ihren Anteil an der irdischen Freude dahin nimmt; Gegensätze, die sich ebenso gegenüberstehen wie Vatikan und Quirinal. Um diese zwei Pole des jetzigen Roms konzentriert sich das offizielle Leben in scharf gesonderten Formen: auf der einen Seite die volle Entwicklung modernen Staats- und Hoflebens mit glänzender Vertretung auswärtiger Mächte, auf der andern ein geistlicher Herrscher ohne Staat, der sich nicht genügen läßt an dem Königtum der Seelen und an der freiwilligen Huldigung der ihm im Glauben Untergebenen und doch nur noch als geistliche Autorität von fremden Herrschern mit Gesandten beschickt wird.

In der höheren Gesellschaft stehen sich ebenso zwei feindliche Lager einander gegenüber. Auf der einen Seite hält sich die Partei der dem früheren Regiment Treugesinnigen, an deren Spitze natürlich die vornehme Prälatenwelt steht. Diese zum Teil auch gesellig so feinen, ausgezeichneten, geistreichen Her-

ren, früher die Zierden der römischen Gesellschaft, sind jetzt nur noch in den Salons der Gesinnungsgegnossen zu finden, deren es allerdings unter der hohen römischen Aristokratie noch genug gibt. Um den jungen Hof im Quirinal hingegen schart sich aus allen Theilen des Landes, was es Glänzendes, Lebensfrohes, Machtbegieriges, Jugendliches gibt, und zwar nicht nur aus der hohen Aristokratie, sondern auch aus den Geldfreisen und dem höheren Bürgertum, das ja überhaupt jetzt in der Staatsverwaltung das herrschende Element ist.

In den unteren Schichten, dem Kleinbürgertum und dem Handwerkerstand, ist die Trennung etwas weniger auffallend, doch existiert sie auch und es ist nicht schwer, den eigentlichen Römer mit der vornehm schweisamen Haltung von dem geschäftigen Piemontesen, dem heiteren Toskaner und dem schwächenden Neapolitaner zu unterscheiden. Die glänzenden modischen Läden des Corso und der Via Condotti, wie auch der Via Nazionale (der Hauptstraße des modernen Rom, die sich bald wie eine große Ader mitten durch die Stadt von einem Ende bis an das andere ziehen wird) sind fast ohne Ausnahme von außen eingewandert. Die echt römischen Handelsgeschäfte haben sich in Seitenstraßen zurückgezogen oder sind an ihren früheren Plätzen, in engen Straßen der alten Stadt, zurückgeblieben, haben auch dort ihre alte Kundschaft behalten, die sich nicht durch den modernen Schimmer verleiten läßt und dem Gewohnten treu bleibt. So gibt es zum Beispiel in einer der alten Gassen, die nach dem Vatikan hinführen, einen kleinen dunklen Laden, in dem ein greises Brüderpaar haust. In dem engen Raum steht ein großer Webstuhl, an dem die kleinen Männlein abwechselnd arbeiten und sehr gute, solide seidene Strümpfe verfertigen, deren Hauptabnehmer die hohen geistlichen Herren sind, wie die Hauptfarben, rot und violett, bezeugen. Doch haben die zwei Alten auch etwas von dem Wehen des Zeitgeistes verspürt und sich herbeigelassen, jetzt auch bunte, baumwollene Damenstrümpfe im modernen Stil zu verfertigen. Daß der Ghetto mit seinen

vielfachen Handelsasylan noch besteht trotz der glänzenderen Geschäfte, die israelitische, von außen gekommene Glaubensbrüder in vornehmeren Stadtteilen angelegt haben, versteht sich; doch wird auch seine Stunde bald schlagen, denn auf dem neuen Regulierungsplane der Stadt sind bedeutende Modifikationen in dieser Gegend verzeichnet. Eine originelle Stelle des alten Rom wird damit auch verschwinden wie schon so viele, so viele Dinge, deren man nicht ohne Wehmut gedenken kann; zum Beispiel der alten Fährre, die einst wanderlustige Freunde aus der Via di Ripetta hinüber führte über den Tiberfluß zu den Prati di Castello, in die grünen Einsamkeiten zu den Füßen des Monte Mario oder auf diesen selbst, in irgendeine herrliche Bigna, wo bei gutem Landwein und inhaltreichen Gesprächen ein paar Stunden reinsten Genusses entschwanden, bis die Sterne am Himmel standen, es in den Büschen funkelte gleich Diamanten und die leuchtenden Käfer leise durch die klare Nachtlust zogen wie Seelchen kleiner Kinder, die gestorben sind, als das Leben nur erst anfang, ein stilles Leuchten für sie zu sein. O wie schön, wie schön war das, altes, liebes, unvergeßliches Rom! Nun führt die alte Fährre nicht mehr hinüber, sie ist verschwunden; aber es ist eine neue, recht geschmacklose Brücke da, über die zu fahren und zu gehen man mehr zahlt als einst für die Fährre und drüben ist nun ein Alhambra mit banaler Musik und sonst noch allerlei vulgäre Kurzweil großer Städte — kurz, der Fortschritt ist da und freut sich, bei Kaffee und Bier, daß er selbst Rom erobert hat. Doch birgt diese an Kontrasten reichste Hauptstadt Europas auch einige in ihrem Schoße, wo man auf beiden Seiten innige Sympathie und Freude haben kann, so groß die Gegensätze in ihrer äußeren Erscheinung auch sind, wie zum Beispiel in zwei Kunststätten, die ich kürzlich besuchte. In der einen scheint es, als träte man in eine der einfachen, stillen Werkstätten des Quattrocento, wo fromme Meister in keuschem Schaffen die holdseligen Gebilde einer von Idealgestalten erfüllten Phantasie, ohne persönlichen Ehrgeiz, wenig gekannt von der Welt, zu Ehren der heiligen Kunst mit for-

gender Liebe auf die Leinwand zauberten. In der anderen könnte man sich in die Renaissancezeit versetzt fühlen, wo große Künstler, Fürsten gleich geehrt, in prächtigen Räumen Prachtwerke schufen, denen der Beifall der erstaunten Welt mit reichen Gaben lohnte.

Die erste dieser Kunststätten liegt in einer der alten Straßen Roms, seitwärts von der Kirche Santa Maria Maggiore. Hier wohnt seit vierzig Jahren eine echt deutsche Künstlerfamilie, Kohden mit Namen, in der sich der heilige Beruf schon durch einige Generationen hindurch forterbt von Vater auf Sohn. Man tritt in ein altes, solides römisches Haus, dessen Eingang, ungewöhnlich freundlich, durch das innere Tor den Einblick in ein reizendes Gärtchen gewährt, in dessen Mitte sich eine Palme erhebt, die, von den Künstlern in ihrem Knabenalter gepflanzt, nun mit ihnen Mannesalter erreicht hat. Unter der Palme rauscht leise ein Brunnen, in dem Wasserpflanzen ihre weißen Blütenkelche öffnen; im dichten Grün daneben liegen Amphoren, wie zufällig dort vor alter, alter Zeit vergessen. Blühende Drangenbäume füllen die Luft mit Wohlgerüchen; auf einem abgehauenen Baumstamm, den jetzt ein Rosenstrauch mit verschwenderischem Schmuck seiner Blüten umrankt, steht oben ein Taubenhaus, mit künstlerischem Sinn von den Söhnen des Hauses in den Feierstunden zur Erholung gezimmert, und erwartet die geflügelten Bewohner dieses reizenden Idylls. Neben dem Garten tritt man in das Studio der Maler, des Vaters und einiger Söhne. Sehr enttäuscht würde der sich fühlen, der hier die moderne Pracht der heutigen Malerateliers suchen wollte. Ein einfachster Raum, ohne kostbare Teppiche, prachtvolle Gefäße, antike Skulpturen, aufgebrauchte Stoffe usw., ja fast ärmlich, was die Ausstattung betrifft, zeigt von vornherein, daß hier entweder die Geringsfügigkeit der Leistungen notwendig allen Glanz fern hält oder daß das echte Künstlerschaffen hier wohnt, das in seiner Idealwelt ein so inniges Genüge findet, daß aller äußere Prunk überflüssig ist, ja arm sein würde gegen die Schönheit der Empfindung, die in den

Künstlerseelen leuchtet. Und dieses letztere ist hier der Fall. An den schmucklosen Wänden hängen Familienbildnisse, welche die echte Meisterschaft, die da waltet, verraten. Da ist der Kopf des Ahnherrn der Künstlerreihe, von dem nun schon selbst alten Sohn mit der Feder gezeichnet, den auch feinste Kenner, ohne sich des Irrtums zu schämen, für einen Dürer halten könnten. Da sind Zeichnungen von den Söhnen im Knabenalter, herrliche Charakterköpfe; da sind Elbilder ehrwürdiger Großmütter und Muhmen, in fast nonnenhafter Tracht, mit der feinen Seelenmalerei und dem einfach edlen Stil eines Holbein. Vor allem aber fesseln den Blick zwei Bilder von mäßigen Dimensionen, die vollendet und bereits im Rahmen auf den Staffeleien stehen. Das eine stellt den Tobias mit dem Engel dar, freilich ein oft behandelter Gegenstand, hier aber so neu und lieblich aufgefaßt, so wunderbar schön, fein, sorgfältig ausgeführt, in Zeichnung und Farbe so harmonisch und liebreizend, daß man sich nicht satt sehen kann und fragt: wie kommt ein so holder raffaelischer Traum in unsere Zeit? Das zweite, kleinere Bildchen stellt die Begegnung Ruths auf dem Felde dar und ist nicht minder lieblich. Und diese beiden jugendlich holdseligen Visionen sind die Arbeit eines alten Mannes, den keine Lockung der Mode und des goldenen Lohnes, den sie verheißt, aus seiner Bahn zu lenken vermocht hat, ein treuer Jünger jener Zeit, wo die Kunst nicht nach Brot ging, sondern als eine heilige Gottheit verehrt wurde, in deren reinem Dienst zu leben Lohn und Seligkeit genug war.

Ein vollendeter Gegensatz zu diesem Künstlerrajyl ist das zweite, das ich erwähnte und das ebenso bemerkt, besprochen und besucht ist, wie das erste still und unbemerkt vom großen Strom der Atelierbesucher umgangen wird. Es ist das Atelier Franz Lenbachs, der sich für einige Zeit in Rom niedergelassen hat. Und diesem Fürsten der Kunst haben sich fürstliche Räume geöffnet. Eines der stolzesten römischen Patriergeschlechter hat ihm die stolzen Säle des ersten Stockes in

seinem Palazzo (Borghese) für mehrere Jahre vermietet und es gehört auch dies und zwar nicht zu den geringsten der Kontraste des heutigen Rom. Über der berühmten Galerie, die so viele Meisterwerke vergangener Zeiten enthält, zieht sich die Reihe der Prachtgemächer hin, die mit einer entzückenden Terrasse endigen, auf der Springbrunnen unter dichtem Laubdach plätschern und von der man einen schönen Blick auf den Lauf der Tiber hat. Lenbach hat mit richtigem künstlerischen Verständnis diese edlen Räume nicht mit kleinlichem Prunk oder luxuriösem Flickwerk überladen. Herrliche Stoffe, fast nur in allen Schattierungen tiefen Rots, mit Gold und Silber gestickt und durchwirkt, breiten sich an Türen oder Wänden, jedoch ohne Überladung, aus. Hier und da unterbricht ein wirklicher Kunstgegenstand, ein antiker Kopf, eine Vase, eine Amphore, ein indianischer Göze und anderes, die Ruhe dieser großartigen Ausstattung; wenig Möbel, aber einige von künstlerischem Wert, unter ihnen eine Orgel und ein Flügel, denn der Künstler liebt den Zauber der Töne in dem Zauberreich der Farben und Linien, das er beherrscht — einer der lebenswürdigen Vorzüge Lenbachs, den durchaus nicht alle seine Kunstgenossen teilen. Das Schönste freilich, was nun diese Räume schmückt, sind die Werke des Meisters, der sie bewohnt, und die besonders den vordersten Saal, jetzt das Arbeitszimmer Lenbachs, füllen. Bemerkenswert ist, daß sie ganz unauffällig, ja beinahe in einer dunklen Ecke aufgestellt sind. Aber sie leuchten nichtsdestoweniger durch ihre Vortrefflichkeit hervor. Besonders fallen zwei Porträts Bismarcks in die Augen, vor denen man gleich wie angezaubert stehen bleibt. Das eine zeigt den großen Staatsmann sitzend, mit einem breitkrempigen Hut auf dem Kopf, einem weißen Halstuch mehrere Male um den Hals geschlungen, und die mächtige Gestalt mit einer schwarzen Jacke bekleidet. Hier ist der große Kanzler durchaus nicht der von Ehren und Würden überhäufte, der europäischen Politik die Wege vorzeichnende, gewaltige Mensch, hier scheint er mehr der nor-

dische Rittergutsbesitzer, der mit flugem Blick seine Privatgeschäfte überschaut, der ein joviales, heiteres Gespräch nicht verschmäht und in dessen Nähe man sich sogar gemütlich fühlen kann, wenn man ein ruhiges Selbstbewußtsein und keine Angst vor der plötzlich erwachenden titanischen Gewalt des Mannes hat, der uns auf dem zweiten Bild entgegentritt. Da ist er stehend, unbedeckten Hauptes dargestellt und da liest man in dem tiefen, beinahe melancholischen Blick der Augen, in der durchfurchten Stirn, daß er, ein zweiter Atlas, die Geschichte der Welt auf seinen Schultern trägt. In diesen zwei Bildern wird die Gestalt Bismarcks in die Geschichte übergehen, so wie die Gestalten von Lenbachs großem Vorbild, Tizian, in die Geschichte übergegangen sind. Außer Bismarck sind aber noch ganze Reihen bemerkenswerter Persönlichkeiten unserer Zeit da, die nicht minder fesselnd und charakteristisch zu uns reden, unter anderen Gladstone, Döllinger, der Baron Eiphard, daneben Frauenköpfe, deren jeder eine ganze Geschichte wunderbaren Seelenlebens erzählt. Lenbach sieht eben nicht bloß mit dem Auge des realistischen Malers, er sieht mit dem Scharfblick des feinsten Psychologen durch die Gesichtszüge hindurch, was sich im Grunde des Wesens bewegt und deshalb sind seine Porträts zugleich Biographien, die manches geschriebene Wort überflüssig machen. Seine Sammlung hat sich in dieser an stilvollen, typischen Gestalten so reichen römischen Welt rasch vermehrt; u. a. ist da das treffliche Porträt seines Hausherrn, des Fürsten Borghese. Gewiß darf man es ihm auch nicht als Eitelkeit, sondern nur als berechtigtes Selbstgefühl auslegen, daß inmitten seiner eigenen Werke zwei echte Tizians, ein Porträt Franz' I. und eines Philipps II., aufgestellt sind. Wer so wie er den Meister ehrt, der kann wohl freudig zu ihm aufschauen, um sich immer von neuem an ihm zu messen und seiner eigenen Größe diesen Spiegel vorzuhalten.

Wollten wir die beiden geschilderten Künstlerstätten vergleichen, so könnten wir sagen, hier im Palazzo Borghese wird uns die idealisierte Welt der Individualitäten, dort die

fromme Einfalt legendarischer Gestalten vorgeführt. Wenn uns aber in allem Außerlichen hier der stärkste Kontrast entgegentritt, so ist es doch ein geheimer Zug, der diese beiden anscheinend entgegengesetzten Welten verbindet — und das ist der echte Künstlergeist, der in beiden waltet und schafft.

(Deutsche Zeitung, Wien, Juni 1884.)

★